

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire =
Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 2 (1952)

Heft: 1

Bibliographie: Kurze Hinweise = Brèves notes bibliographiques

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KURZE HINWEISE

BRÈVES NOTES BIBLIOGRAPHIQUES

RUDOLF TRÜB, *Die Sprachlandschaft Walensee-Seeztal*. Ein Beitrag zur Sprach- und Kulturgeographie der Ostschweiz. Verlag Huber, Frauenfeld 1951. 288 Seiten mit 7 Karten (= Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung Bd. III). — Bekanntlich wurde das in Frage stehende Gebiet *romanisiert* (15 v. Chr.) und blieb auch, als es unter die fränkische Herrschaft kam (536), mit dem politisch und sprachlich eigenständigen Rätien verbunden. Für diese erste historische Schicht sprechen viele Flur-, Siedlungs- und Ortsnamen (Weesen, Amden, Flums, Mols usw.), zu denen freilich Terzen, Quarten und Quinten nicht gehören, da sie erst dem mittelalterlichen Latein und der Besitzorganisation von Chur zuzuschreiben sind. Bei Behandlung der Örtlichkeitsnamen vermißt man die Angabe der ersten urkundlichen Formen, die indes in der angegebenen Literatur nachgesehen werden können. Zu diesem Material kommen noch viele sog. romanische Relikt Wörter, denen schon J. Jud nachgegangen ist.

Die *Germanisation* erfolgte nicht von einer Seite allein, sondern von Westen und Osten, wofür die Sprachscheide Berschis und Tscherbach spricht, wo sich die inneralpine, höchstalemannische Sprache von Westen und die mehr schwäbische Mundart des Churer Rheingebietes treffen. Von Westen kamen die Alemannen, die sich zuerst im Glarnerland und am Kerenzerberg niederließen, vielleicht seit dem 6. Jahrhundert. Von Osten kam die Germanisation mit der Verwaltung. Seitdem das Churische Gebiet nach der Divisio von 806 mehr und mehr germanisiert wurde und auch seit 916 dem Herzogtum Schwaben anheimfiel, konnten die deutschen Adeligen wie die Grafen von Bregenz, Montfort, Werdenberg usw. und die deutschen Bischöfe von Chur ihr Idiom langsam, aber sicher verbreiten. Entscheidend scheint das 14. Jahrhundert zu sein, da damals der Feudalismus seine volle Entwicklung erreichte. Die eidgenössischen Schirmorte (seit 1483) beseitigten dann noch die letzten Reste der romanischen Schriftsprache. Dem wohl oft jahrhundertlangem Nebeneinander beider Sprachen war damit ein Ende gesetzt.

Auffallend ist, daß die *Walser*, die seit ca. 1300 auf dieses Gebiet einwirkten, auf die Sprache keinen Einfluß hatten, da sie offenbar zu spät kamen. Noch mehr! Selbst die Mundart von Weißtannen weist in ihrem heutigen Bestande keine besondere Walser Eigenart auf. Ein Analogon mit Ursern. Das Fehlen sprachlicher Eigentümlichkeiten in späteren Entwicklungsabschnitten kann eben doch historische Indizien nicht schwächen.

Das Werk macht einen ausgezeichneten Eindruck und muß als gewissenhafte und umfassende Arbeit aus der anerkannten Schule des Zürcher Germanisten R. Hotzenköcherle gewertet werden. Ihr Material läßt sich anhand der genauen Register für Sache und Wort, Flur- und Ortsnamen leicht benützen.

P. Iso Müller

KARL FRIEDRICH MÜLLER, *Die Breisgauer Kinzigen*. (Oberrheinische Studien, Heft 1.) Lahr 1951. 56 S, mit Kartenbeilage. — Die Arbeit zeigt eindrucklich, wie wichtig und wertvoll es ist, nicht bloß die auf Landkarten und Plänen verzeichneten Namen zu sammeln und so, sozusagen vom Schreibtisch aus, Orts-, Flur- und Gewässernamenkunde zu treiben, sondern in gewissenhafter Kleinarbeit allen im Volke noch bekannten Namen nachzugehen und sie mit genauer Kenntnis der ortsüblichen Aussprache zu deuten und zu verwerten. Kinzig ist z. B. von Krahe (im ersten Heft der Beiträge zur Namenforschung) als dreimal vorkommender Flußname mit dem Hinweis auf einen anklingenden dalmatischen Namen für illyrisch erklärt worden. Nun weist Müller nach, daß der Name Kinzig nicht nur an dem bekannten Schwarzwaldfluß, an einem Nebenfluß des Mains und einem Gewässer im Odenwald haftet, sondern im Breisgau und in der anstoßenden Ortenau als Flurname und teilweise sogar noch als Gattungswort reich belegt ist. Das Wort ist eindeutig an den Lößboden gebunden und bezeichnet darin tief eingeschnittene Hohlwege. Eine überzeugende Deutung des Namens Kinzig ist zwar auch von Müller nicht erzielt worden, doch ist anzunehmen, daß auf Grund des reichen Materials und der vielen Hinweise (z. B. auf den Kinzigpaß im Kt. Uri) eine befriedigende Deutung möglich werde.

Theodor Knecht

GEORG BONER, *Vom Ursprung des Aarauer Stadtwappens*. Sonderabdruck aus den Aarauer Neujahrs-Blättern 1950, 38 S. — Es ist nicht zu leugnen, die offizielle Heraldik erlebte in den letzten Jahrzehnten im ganzen Lande einen großartigen Auftrieb. In manchen Kantonen wurden und werden die Gemeindefarben bereinigt, zahlreiche neu geschaffen. Die Forderung nach Revision heraldisch unhaltbarer und historisch unbegründeter Wappen macht selbst vor den Ständen nicht Halt. Graubünden hat in glücklichem Wurf sein Wappen revidiert, St. Gallen das seine etwas heraldisiert, die Angriffe in Neuenburg und Thurgau werden wohl mit der Zeit ebenfalls ihre Ziele erreichen. Aber leider geht mit dem Auftriebe nicht überall ein Wissen um das innere Wesen der Heraldik einher. Es gibt eben kaum eine lebendige Tradition; vieles muß sozusagen mit den Methoden des Historikers erst wieder erschlossen werden. Manches aber ist einfach eine Frage des guten Geschmackes. Bestimmt hätten die Alten nicht wie heute, ihre Hoheitszeichen auf Kotkübeln angebracht, die ja nicht einmal in Gemeinde-, sondern Privatbesitz stehen. Es wäre ihnen nicht eingefallen, auf einen in den Gemeindefarben gehaltenen Straßenbahnwagen auch noch das gleichfarbige Wappen aufzusetzen, oder auf der rechten Seite eines Motorwagens ein edles Wappentier nach rückwärts blicken zu lassen, so daß es dem, der den Wagen nicht mehr erreicht, zu allem Spott noch die Zunge herausstreckt.

Daß ein Anknüpfen an die alte Tradition nicht immer leicht ist und sorgfältiger historischer Arbeit bedarf, zeigt folgender instruktiver Fall:

In den Aarauer Neujahrsblättern 1949 hatte jemand die Ansicht vertreten, Aarau führe sein jetziges Wappen: «In Silber unter rotem Schildhaupt ein schwarzer Adler», zu Unrecht. Es sei um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert teilweise irrtümlich vorerst neben dem echten Wappen geführt worden und man sollte heute wieder zum ursprünglichen Wappen: «Geteilter Schild, oben ein wachsender schwarzer Adler, unten eine Pflanze» zurückkehren, wie es die alten Siegel zeigten.

Das hat Georg Boner vom Staatsarchiv des Kantons Aargau, zugleich Stadtarchiv von Aarau, auf den Plan gerufen, der in seiner außerordentlich eingehenden Untersuchung die Verhältnisse abzuklären unternimmt.

Vorerst untersucht er zahlreiche Siegel von Städten und Orten der Schweiz auf ihren bildlichen Inhalt, der in manchen Fällen den Ortsnamen darstellen will, wie bei Aarau oben der Adler (= Aar) und unten eine Pflanze (= Au). Dann aber zeigt er, wie oft das Wappenbild vollständig verschieden vom Siegelbild ist. Zur Erklärung zieht Boner das Fahnenbild herbei, das in vielen Fällen ein ganz anderes ist, als das Siegelbild, oder diesem eben nur teilweise entspricht, wie im Falle von Aarau (aber auch Bern, Schaffhausen, Sempach).

Als einen der Gründe der Verschiedenheit von Fahnen und Siegelbild sieht er das Erfordernis der Erkenntlichkeit der Fahne aus der Ferne an, was (wenn das Siegel älter als die Fahne) zu Vereinfachungen geführt habe. Dann stellt er als Ergebnis seiner Vergleiche eine Regel auf: «Überall dort, wo das ältere Wappen vom ursprünglichen Siegelbild abweicht, geht jenes auf die Fahne zurück. Und auch bei Übereinstimmung zwischen Siegelbild und Wappen ist ersteres nur auf dem Wege über das Banner schließlich zum wirklichen Wappen geworden».

Während in einem Falle das Banner älter als das Siegelbild, im andern umgekehrt das Siegelbild älter als das Banner sich zu erweisen scheint, weist Boner das verhältnismäßig späte Erscheinen eigentlicher Ortswappen nach. Für dieses eignete sich aber das bereits allgemein bekannte Fahnenbild, das an sich ja schon Symbol des Ortes war, besser als das den meisten unbekanntes Siegelbild.

Nicht ganz so eindeutig sind die Ergebnisse der Untersuchung, die Boner dem roten Schildhaupt im Aarauer Wappen widmet, das noch in manchen verhältnismäßig späten Darstellungen fehlt. Über die Gründe, warum dem Banner vieler Orte oft ein roter Schwenkel beigegefügt wurde, von dort aber nicht überall oder gar am selben Orte nicht stets in das Wappen übergang, herrscht noch keine Sicherheit.

W. H. Ruoff

A. H. WILLIAMS, *An introduction to the history of Wales*. Vol. II: The Middle Ages. Part 1 (1063—1284). Cardiff, University of Wales Press 1948. 201 S. — Von der Geschichte von Wales, deren erster Band in dieser Zeitschrift angezeigt wurde, ist nun der zweite erschienen, der die ersten zwei Jahrhunderte nach der normannischen Eroberung Englands umfaßt. War es Wales gegenüber den Angelsachsen gelungen, seine Selbständigkeit und ihr kulturelles Eigenleben zu bewahren, so wurde nun in 200 Jahren schließlich das ganze Land erobert. Ein Netz von königlichen Burgen und Adelsitzen, Klöstern und kleinen Städten sicherte dieser Eroberung Bestand.

Diese Entwicklung und vor allem auch die umfassende Kolonisation der Normannen wird klar und übersichtlich dargestellt und durch Skizzen und Abbildungen gut erläutert. Ein eigenartiges Schicksal einer eigenartigen Landschaft wird dadurch auch ferner Stehenden lebendig.

Hektor Ammann

Die Südtiroler Notariats-Imbreviaturen des 13. Jahrhunderts, zweiter Teil, hsg. von weil. HANS v. VOLTELINI und FRANZ HUTER. Acta Tirolensia, vierter Band, Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 1951, XV u. 556 S. — Der bekannte österreichische Rechtshistoriker Hans von Voltelini († 1938) gab 1899 einen ersten Teil der noch erhaltenen Südtiroler Notariatsimbreviaturen des 13. Jahrhunderts heraus und versah die sorgfältige Edition mit einer über 200 Seiten langen, trefflichen rechtshistorisch-diplomatischen Einleitung. Heute läßt nun Franz Huter in einem zweiten Bande den noch zum Teil von Voltelini für den Druck vorbereiteten Rest folgen. Nach den 963 Nummern des ersten Bandes bringt der zweite 772, welche die Imbreviaturen des Jakob Haas von Bozen 1242, des Zacheus von Trient 1272 und des Jakob Tugehenn von Bozen 1295 umfassen. Alle sind im Vollabdruck wiedergegeben, was ja bei Notariatsimbreviaturen unerlässlich ist, wenn sie sowohl den Kultur- und Wirtschaftshistoriker, wie auch den Rechtshistoriker und Diplomatiker befriedigen sollen. Man mag lediglich bedauern, daß im 2. Band eine Einleitung nach der Art Voltelinis ganz weggelassen wurde; denn die Forschung schreitet weiter und die Editoren sind zumeist auch die besten Kenner des vorgelegten Materials, deren Wissen bei einer solchen Unterlassung nur zu leicht verloren geht. Abgesehen vom Rechtsleben, das sich in den Südtiroler Imbreviaturen spiegelt, sind sie zum größten Teil von rein lokalem Interesse. Auf weiträumigere Beziehungen deutet das Vorkommen von Leuten aus Augsburg, Konstanz, Landshut und München im Norden, die in Südtirol meist Tuch verkauften und Wein bezogen (nr. 347, 421, 690, 765, 251), und aus Florenz im Süden, von wo ein bischöflich-tridentinischer Münzpächter stammt (nr. 518). Man weiß ja auch aus andern Quellen, daß Florentiner und Seneser Kaufleute in Südtirol stark engagiert waren. Die Schweiz ist, soweit wir sehen, mit Chur und Münster vertreten. Dies alles läßt sich mühelos dem erschöpfenden 100seitigen Namen- und Sachregister entnehmen, dessen unschätzbare Wert für den Benutzer gelegentliche Versehen (z. B. München, Münster unter Mi statt unter Mu-, Wirzeit oder Wiszeit statt Wiczeit usw.) nicht zu beeinträchtigen vermögen. Hoffen wir, daß auch unsere westschweizerischen Notariatsimbreviaturen bald in einer ebenso sorgfältigen Ausgabe erscheinen!

Hans Conrad Peyer

GIUSEPPE MARTINOLA, *Guida dell'Archivio Cantonale*. Grassi & Co. Bellinzona 1951. 104 S. — Als der unvergeßliche Karl Meyer 1911 seine Studien über Blenio und Leventina herausgab, klagte er im Vorwort über die «ungewöhnliche Streulage und schwere Zugänglichkeit der Archive und die Überfülle ihres ungeordneten Materials». Wer Urkunden im Tessin nachgehen mußte, kann oft heute noch diese Worte für sich in Anspruch nehmen. Daher freut es, im vorliegenden Buche wenigstens einen Weg-

weiser durch das Kantonsarchiv zu besitzen. Die Regierungsakten datieren natürlich erst seit 1798. Aber die *Fondi di storia* weisen die Regesten der Urkunden auf, welche noch heute in den Archiven der Distrikte und Gemeinden liegen. Sie wurden seinerzeit von Ferdinand Kientz und Mario Gualzata angefertigt und liefern viele Materialien für die mittelalterliche Zeit. Unser Buch gibt auch einen Überblick über die Familienarchive (z. B. der Beroldingen in Mendrisio, der Rusca in Locarno und Von Mentlen in Bellinzona). Der kirchliche Teil des Kantonalarchives ist leider sehr klein und betrifft fast nur Ordensgenossenschaften. Gut wäre es, wenn auch Abschriften oder besser Photokopien der Jahrbücher usw. gemacht würden. Weiterhin stellt der Tessiner Archivar das Material über politische Bewegungen, Flüchtlinge, Industrie usw. zusammen. Sehr willkommen ist die Liste der Notare, die im 16.—19. Jh. wirkten und endlich auch das Verzeichnis der Zeitungen und Zeitschriften. Unter den 12 Illustrationen interessiert wohl am meisten die Abbildung des berühmten Vertrages von Torre vom Jahre 1182. Möge uns noch manche Gabe ähnlicher Art aus dem lieben Tessin kommen.

P. Iso Müller

ALFRED HOFFMANN, *Der oberösterreichische Städtebund im Mittelalter*. Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereines 93 (1948), S. 107—145. — ALFRED HOFFMANN, *Die Vermögenslage und soziale Schichtung der Linzer Bürgerschaft am Ausgange des Mittelalters*. Jahrbuch der Stadt Linz 1949, Seite 233—264. — ALFRED HOFFMANN, *Die Quellen für die Geschichte der Wirtschaft im Lande ob der Enns*. Mitteilungen des Oberösterreich. Landesarchivs 1 (1950), S. 107—154. — Die Wirtschaftsgeschichte Oberösterreichs ist im Verhältnis etwa zu der Tirols oder Oberschwabens verhältnismäßig spärlich beackert. Und doch hat das Land durch seinen Anteil an der Salzgewinnung, an der Eisenindustrie des steirischen Erzberges, am Donauverkehr und am Nordsüdverkehr wirtschaftlich zum mindesten im Spätmittelalter eine Rolle gespielt. Diese Lücke wird nun allmählich durch Alfred Hoffmann, Archivar am Landesarchiv in Linz, ausgefüllt. Vor Jahren schon hat er ein Gesamtverzeichnis der Städte und Märkte des Landes Oberösterreich geliefert, das heute noch in seiner Art vorbildlich ist. In einzelnen Aufsätzen behandelt er jetzt wichtige Fragen gesondert und kündigt eine Darstellung der gesamten Wirtschaftsentwicklung des Landes an. Die Übersicht über die vorhandenen Quellen zeigt, weshalb offenbar bisher wenigstens für die städtische Wirtschaft noch so wenig veröffentlicht worden ist. Die oberösterreichischen Städte besitzen offenbar meist nur noch Trümmer ihrer frühern Archive, auf alle Fälle weniger als im Durchschnitt in unserm Lande. Interessant ist der Hinweis auf die Rolle, die die größern Städte durch einen Zusammenschluß auch gegenüber der kräftigen Landesherrschaft zu spielen versuchten. Von der heutigen Landeshauptstadt Linz vermag Hoffmann an Hand von Steuerbüchern ein genaueres Bild zu entwerfen. Es zeigt trotz der dort abgehaltenen Messen, trotz eines Anteils am Fernhandel doch recht kleine und enge Verhältnisse. Tatsächlich war wohl auch damals nicht Linz, sondern Steyr diejenige oberösterreichische Stadt, die in der internationalen Wirtschaft bekannt war, und zwar als Eisenstadt.

Hektor Ammann

HERMANN SPECKER, *Die Reformationswirren im Berner Oberland 1528. Ihre Geschichte und ihre Folgen*. Freiburg i. d. Schweiz 1951. (Beiheft 9 der Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte.) XII u. 112 S., 1 Karte. — Abgesehen von Dr. Hans Sprengs Arbeit fehlte bisher eine zusammenfassende, quellenmäßige Darstellung über die Reformation im Berner Oberlande. Das ist eigentlich verwunderlich, da diese Glaubensänderung und ihre Folgen nicht nur von lokaler Bedeutung waren, sondern einen Teil der Eidgenossenschaft, vor allem die V Orte, beschäftigte und zu verschiedenen Maßnahmen veranlaßte. Durch die Einführung der neuen Lehre entstand ein schwerer Konflikt zwischen der Obrigkeit in Bern und ihren Untertanen im Oberlande, der schließlich zu kriegerischen Auseinandersetzungen führte. Der Verfasser hat ein großes Quellenmaterial sorgfältig verarbeitet und stellt die Oberländer Unruhen bewußt in die gesamteidgenössischen Zusammenhänge hinein. Daß es als Katholik die Anhänglichkeit der Oberländer zum alten Glauben stark hervorhebt und dagegen die rein staatspolitischen Erwägungen und Maßnahmen der Obrigkeit besonders betont, mag zu gewissen Bedenken Anlaß geben. Doch davon abgesehen, bildet die Arbeit einen wertvollen und anregenden Beitrag zur schweizerischen Reformationsgeschichte.

Rob. Marti-Wehren

PETER BECK, *Franz Niklaus Zelger, sein Aufstieg zum Landammannamt*. Buchdruckerei H. Studer, Luzern 1950. 127 S. — Diese Zürcher Diss. aus der Schule von Muraltz gilt einem um sein kleines Land hochverdienten Staatsmann, der sich mit 38 Jahren bereits an die Spitze von Land und Volk gestellt sah. Schon mit 19 Jahren wurde Zelger, der Sproß einer der ältesten und vitalsten Familien Nidwaldens, Lieutenant im Regiment Lullin de Châteauvieux auf Korsika. 1792 kehrte er in die Heimat zurück und wurde Landmajor, im folgenden Jahr Landesfürsprech, 1794 Landeshauptmann und reiste 1796 als Ehrendeputierter auf die Tagsatzung in Basel. 1798 führte er als General-Kapitän die Nidwaldner den Bernern zu Hilfe bis Thunstetten und durch das «helvetische» Obwalden ins Haslital. Als dann Nidwalden als letzter Kanton die neue Verfassung annahm, wurde Zelger als Vertreter des Kantons Waldstätte zum helvetischen Oberrichter gewählt, um schließlich nach dem Sturz der Helvetik 1803 sein politisches Lebenswerk als Landammann zu krönen, als welcher er während 7 Amtsdauern in schwerer Zeit dem Lande unvergängliche Dienste leisten sollte.

In diesen äußern Rahmen von Zelgers Lebensbild fügt Verf. seine innere Entwicklung und Haltung glücklich ein. Die Jahre der schulmäßigen Ausbildung auf den einstigen Jesuitengymnasien in Luzern und Pruntrut und zwischenhinein auf dem von Einsiedler Patres geleiteten Kollegium von Bellenz hätten allerdings eine zeit- und geistesgeschichtliche Vertiefung erfahren können. Dieses Kapitel mit seinen oft eigenartigen Urteilen über die humanistischen Studien verrät nur zu sehr, daß das Lehrerseminar dem Verf. keine rechte Vertrautheit mit dem klassischen Bildungsideal zu geben vermochte. Gründlicher ist er dem literarischen Schaffen Zelgers nachgegangen; hier weist er nach, daß die Initiative für das zweibändige Werklein: *Kleiner Versuch einer besondern Geschichte des Freystaats Unterwalden ob und nid dem Kernwald*, Luzern 1789 und 1791 von Zelger ausging und

nicht, wie meist behauptet, von seinem Mitarbeiter Jos. Businger. Anregung dafür gab ihm das Werk Joh. von Müllers, auf den er sich, ähnlich wie auf Tschudy, mehrfach stützt. Für die Ideale der franz. Revolution ließ sich der junge Nidwaldner anfänglich begeistern. Doch wurde ihm Frankreich mit dem fortschreitenden Terror, wie so manchem Zeitgenossen, immer mehr zum Rätsel. Blieb auch die Aufklärung auf ihn nicht ohne Einfluß, so vermochte sie doch seinen angestammten kath. Glauben nicht zu erschüttern. Vielleicht hätte indes gerade nach dieser Seite das Bild noch etwas vertieft werden können, das event. doch eine gewisse deistische Färbung seines aufgeklärten Weltbildes ergeben hätte. Hoffen wir, die Arbeit Becks verfallt nicht dem Schicksal so mancher Dissertation, die einen zweiten Teil in Aussicht stellt, dann aber Torso bleibt. Die spätern Jahre Zelgers verdienen eine ausführliche Behandlung.

P. Gall Heer

JAMES BOSWELL, London Journal 1762—1763. Now first published from the original manuscript by Frederick A. Pottle. Verlag William Heinemann Ltd., London 1950. XIII + 370 S. mit Abb. und Plan. — Das Londoner Tagebuch des vor allem als Biograph Dr. Johnsons bekannten schottischen Schriftstellers ist als erster einer Reihe von Bänden gedacht, welche den lange verloren geglaubten und erst vor kurzem wiederaufgefundenen schriftlichen Nachlaß Boswells der Öffentlichkeit zugänglich machen sollen. Die Tagebuchnotizen des Zweiundzwanzigjährigen bringen uns in erster Linie Boswells Persönlichkeit näher, gibt doch der Verfasser offen über seine intimsten Gefühle und Erlebnisse Rechenschaft. Seiner sprachlichen Gestaltungskraft gelingt es überdies, ein sehr buntes Bild des Londoner Lebens und der Londoner Gesellschaft seiner Zeit zu zeichnen, während enge Beziehungen zu literarischen Kreisen und zur Theaterwelt und vor allem die Bekanntschaft mit Dr. Johnson Boswell zu Äußerungen befähigen, die sein Tagebuch als beachtenswertes Dokument zur englischen Literatur- und Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts erscheinen lassen.

Der Herausgeber hat mit Absicht auf einen wissenschaftlichen Apparat verzichtet, ist doch die vorliegende Publikation für einen weiteren Leserkreis bestimmt, während eine fachmännisch kommentierte Veröffentlichung des Boswellschen Nachlasses später folgen soll. Dagegen enthält der Band knappe biographische Abrisse, die den Leser mit den von Boswell erwähnten Persönlichkeiten vertraut machen.

M. Bandle

MAX BANDLE, *Die Außenpolitik des Kantons Thurgau in der Mediation 1803—1814*. Diss. Zürich 1951. 142 S. (Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte, H. 88.) — Eine gute, saubere Arbeit, deren Ergebnisse nicht nur für den eigenen kleinen Kanton, sondern für die ganze Eidgenossenschaft, ja sogar für die badische und oberschwäbische Nachbarschaft von Interesse sind. Zur Außenpolitik gehörten in der Mediationszeit nicht nur die Beziehungen zum eigentlichen Ausland, sondern auch diejenigen zu den andern Kantonen. Hier mußten die Grenzen festgelegt, die Binnenzölle abgeschafft, die Rechte auswärtiger Besitzer auf thurgauischem Boden neu geordnet oder losgekauft werden. Bedeutungsvoller sind aber die Verhandlungen mit dem Ausland. Über die ganze Mediationszeit suchte der Thurgau

mit aller Anstrengung die Stadt Konstanz zu gewinnen, in der Hoffnung, daß die alte Bischofsstadt der Sitz eines neuen, schweizerischen Bistums würde. Das Unternehmen mißlang, weil für Napoleons Politik die gute Stimmung der süddeutschen Fürsten viel wichtiger war, als der Dank des ihm unbekanntem, kleinen Thurgaus. Auch die Neuordnung der Diözesanverhältnisse behielt nicht die Richtung bei, die sie nach dem Reichsdeputationshauptschluß eingeschlagen hatte. Mit Interesse lesen wir sodann, wie der arme Kanton durch die Aufhebung des Johanniterordens und durch den Wiederverkauf des eingelösten bischöflich-konstanzischen Besitzes in seinem Gebiet ein erstes, kleines Vermögen gewinnt. Nur eines läßt diese Erstlingsarbeit noch zu wünschen übrig: daß die Anmerkungen, welche fast ausschließlich Quellen angeben, nicht auch noch zur Erklärung von weniger bekannten Tatsachen benützt werden. So würde man z. B. gerne nebenbei erfahren, was für auswärtige Besitzungen die thurgauischen Klöster hatten und was für Gefälle auf österreichischem Boden von der Inkameration erfaßt wurden. Doch als Ganzes ist die Abhandlung erfreulich und füllt eine Lücke in unserem Wissen aus, wie es Aufgabe einer Dissertation ist.

E. Leisi

HERTHA FIRNBERG und GUSTAV OTRUBA, *Die soziale Herkunft der niederösterreichischen Studierenden an Wiener Hochschulen*. Heft 3 der Sammlung «Der niederösterreichische Arbeiter». Kammer für Arbeiter und Angestellte in Niederösterreich. Wien 1951. Vervielfältigungsdruck. 110 S. — Diese interessante Arbeit enthält zwei Teile: einen ersten mit Statistiken über die gegenwärtigen Verhältnisse, und einen zweiten über «Studium und soziale Herkunft der niederösterreichischen Studierenden an der Universität Wien als historisches Problem». Der erste Teil kann hier nicht besprochen werden; trotz verdienstlicher Verwertung einer Untersuchung 1947 des Eidg. Statistischen Amtes wären manche kritische Bedenken anzubringen. Der zweite Teil enthält als eine bemerkenswerte Studie zu dem noch sehr vernachlässigten Gebiete der Hochschul- und Sozialgeschichte der Gebildeten eine im ganzen aufschlußreiche Schilderung der geschichtlichen Entwicklung in Niederösterreich mit besonderer Berücksichtigung der Arbeiterschaft. Es zeigen sich auch da einige sonst beobachtete Erscheinungen: die Wirkung der lutherischen Schulreformen, die Bildungsfeindlichkeit des Barockadels, die beweglichen «modernen» Klagen über die beängstigende Hochschulüberfüllung des 18. Jahrhunderts, die Verschlechterung der obern Bildungsmöglichkeiten für das «Volk» beim Übergang vom patriarchalischen Verhältnis (Bediententum usf.) zum Arbeitertum sowie die Reaktion des 20. Jahrhunderts. Wertvoll ist die Betonung der «Universität als Hüter des sozialen Gedankens» im Schlußkapitel.

Eduard Fueter